

JOCHEN HECKMANN

tanzen  
fallen  
fliegen  
ROMAN

QUERVERLAG

Alle Charaktere, Schauplätze und Handlungen in diesem Roman sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden und toten Personen sind unbeabsichtigt.

© Querverlag GmbH, Berlin 2024

Erste Auflage September 2024

Lektorat: Marc Lippuner

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung einer Illustration © Sergio Vitale

Gesamtherstellung: Finidr

ISBN 978-3-89656-347-7

Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH

Akazienstraße 25, 10823 Berlin

[www.querverlag.de](http://www.querverlag.de)

FÜR HEINZ

# KAPITEL 1

---

F – PARIS, 01. JANUAR 1989

Ich bin wach. Fühle mich lebendig wie noch nie. Bin mir ganz nah. Meine Zellen pulsieren. *Bum-Bum. Bum-Bum-Bum.* Die Schlagzahl sticht sich wie ein Tattoo in meine Muskeln. Bis auf die Knochen bebt es in mir. Es hört nie mehr auf. *Bum-Bum. Bum-Bum-Bum.* Mein Körper hält nicht still, denn wer stillhält, fällt raus. Raus aus dem Rhythmus, der aus den Boxen hämmert, hart auf meine Haut trifft, wo sich die feinen Härchen aufrichten wie tausende Antennen, die die Distanz zum nächsten Körper ausloten. Sie kennen keine Geschlechter, weichen elektrisiert vor jeder Annäherung zurück und suchen unverzüglich wieder die Nähe. Mann berührt Frau. Frau berührt Mann, berührt Frau, Mann, Männer, Frauen. Berühren Haut, Haare, Sehnen, Knöchel, Finger, Münder. Eher zufällig, wie ein Hauch.

Unter dem klitschnassen T-Shirt bahnen sich Rinnsale von Schweiß den Weg. Meine Brusthaare dividieren sich auseinander, geben die Richtung vor. Und irgendwann verkleben sie, bilden gemeinsam mit dem Shirt einen Panzer. Und ich tanze. Nur für mich.

Die Feier hat eine Stunde vor Mitternacht begonnen. Es ist das erste Mal, dass ich nicht zu Hause bin, nicht gemeinsam mit meiner Familie Silvester feiere. Ich bin unter Fremden. Mehr oder weniger. François ist da und Geneviève. Die Einzigen meines Tanzstudiengangs, die sich mit mir in diesen Club, in dieses Abenteuer gestürzt haben. Während ich tanze, hängen sie auf einem dunkelroten, plüschigen Zweisitzer herum und nuckeln an ihrem Cuba Libre. Ihre Füße wippen im Takt, unklar, ob von ihnen gesteuert oder weil der Bass alles in Schwingung versetzt, was sich in der Nähe der Boxen befindet.

Die Lebendigkeit, diese Notwendigkeit mich zu bewegen, meine Zellen pulsieren zu lassen, ist wie Sex. Nur besser. Intensiver. Beinahe egoman. Dabei fühle ich mich komplett. Alle Sinne werfen sich die Bälle zu, spielen Pingpong. Süßlich-herber Duft gelangt in meine Nase, beschert mir eine Gänsehaut auf den Armen,

die hohen Töne der Musik vibrieren, umschwirren meinen Kopf, dringen in alle Öffnungen. Mund, Nase, Ohren, in die Poren, umspielen mein schlagendes Herz, wandern in die Füße. *Bum-Bumm-Bummm*.

Ich genüge mir selbst, und das ist gut so. Denn ich tanze nur für mich. Keine falschen Schritte. Keine fehlersuchenden Ballettmeister, keine neidischen Kollegen, kein erwartungsfreudiges Publikum, keine Gefühlsduselei. Obgleich ich so weit von zu Hause weg bin – oder gerade deshalb –, finde ich hier zu mir. Inmitten von Schweiß, Anonymität und dem nackten Dröhnen der Bässe bin ich Mittelpunkt und Achse.

Das neue Jahr hat begonnen, und Paris offenbart sich mir in seiner ganzen Pracht. Zumindest nachts. Dort tauche ich ein. Oder besser unter? Die Grenzen sind verschiebbar, die Zeit rast an mir vorbei, bleibt stehen, hält inne, alles dreht sich, und ich tanze auf der Stelle, ohne Reue, ohne Hast. Fühle mich komplett. Brauche niemanden an meiner Seite.

Seit ich von zu Hause weg bin, liegt der Fokus auf dem Tanz, auf meinem Leben, auf meinen Bedürfnissen. Egal zu welcher Tages- oder Nachtzeit. Ich rauche nicht, trinke selten etwas Alkoholisches und brauche auch sonst keine berauschenden Mittel. Es hat nichts mit Abstinenz oder einem Gelübde zu tun. Der Tanz ist meine Droge.

*Bum-di-Bum-di-Bum-di...* Füße stampfen auf, tippen mit den Zehenspitzen zu den Synkopen, die Arme schwingen, schnellen vor, werfen die Hände in die Luft, schleudern sie über den Kopf, Finger furchen durch die Haare. Der Kopf fällt in den Nacken, schnellert vor und zurück. Ein Augenpaar fixiert mich. Haselnussbraun. Bevor ich den Blick erwidern kann, wirft sich eine goldblonde Mähne vor mein Sichtfeld und die haselnussbraunen Augen tauchen wieder ab.

Nicht, dass ich es zu Hause nicht ausgehalten hätte. Alles ist in Ordnung. Der Tanz hat mich nach draußen gezerrt, mitten hinein in eine neue Welt. In einen Kosmos, der zwischen blankem Narzissmus, tief empfundener Demut gegenüber den täglich zu erbringenden Leistungen, dem Streben nach akkurater Ausführung und nach der so scheinbar mühelos daher kommenden Leichtigkeit, einer geschmeidigen Eleganz stetig hin und her pendelt.

Ich hole mir eine Cola an der Bar. François, Geneviève und ich stoßen an, stürzen die Gläser mit der dunkelbraunen, süßen Brause in einem Zug hinunter, halten uns an den Händen und betreten gemeinsam die Tanzfläche. Es dauert nicht lange und ich verliere die beiden aus den Augen, tauche wieder in das Wabern und Pulsieren der Musik ein. Schließe meine Augen und lasse mich treiben.

Jemand klopft auf meine Schulter. François möchte sich verabschieden. Es ist nach vier Uhr morgens. Er umarmt mich, will mir einen Kuss auf die Wange setzen, ich drehe meinen Kopf zu seinem Gesicht und küsse ihn mitten auf den Mund, bleibe darauf kleben. Saug mich fest. Es ist diese eine Sekunde, die er nicht reagiert, es passieren lässt. Dann löst er sich, geht einen Schritt auf Abstand, blickt mich an, ein Schmunzeln gleitet über seine Lippen, er schüttelt dabei leicht den Kopf.

Bevor er etwas sagen kann, hat ihn Geneviève von hinten umarmt, legt ihre Arme um seine Taille, haucht ihm einen Kuss in den Nacken. Er zwinkert mir zu und ich schließe wieder meine Augen. Keine Ahnung, was mich da geritten hat, bin nur meinem Instinkt gefolgt. *Wild animals* geht mir durch den Kopf. Wie war das auf Französisch *ani... animaux sau... sauvage?* Da steckt *Sau* drin, also wird es schon passen.

Mein Kopf dröhnt, kein Puls, nur das durchgeschwitzte T-Shirt schmatzt auf meiner Haut. Ich blinzele und versuche, die Tageszeit einzuordnen. Draußen scheint es trüb zu sein. Keine Sonne, eher eine graue Masse, die sich vor dem Fenster vorbeischiebt. Ich liege auf meinem Bett. In meiner Wohnung. Wie bin ich hierher gekommen? Filmriss. Von einem Cuba Libre?

Das Telefon klingelt, und ich brauche drei Anläufe, bevor ich meine Beine sortiert und auf den Boden gestellt bekomme, mich aus dem Matratzenlager herausstemme und im letzten Moment den Hörer abhebe. Ich spüre so etwas: als ob ich den Anrufer vor mir sehen kann, spüre, wie seine Geduld am Ende und er kurz davor ist, den Hörer auf die Gabel zurückzulegen.

- Oui, allô?
- Ein gutes Neues Jahr wünsche ich dir.
- Ach Paps, du bist es. Ja, danke. Dir auch.
- Dass das Jahr all das bringt, was du dir wünschst, erhoffst und bleib am Ball.

- Ja, danke, das wünsche ich dir auch.
- Hast du gefeiert?
- Ja, war mit Freunden auf einer Party.
- Schön, ich habe mit Opa gefeiert. Du weißt ja, die Silvester-show im Fernsehen, kurz mit einem Glas Sekt auf seinen Geburtstag angestoßen und dann ab ins Bett.
- Wie geht es ihm, hat er sich von der Erkältung erholt?
- Alles gut. Er grüßt auch schön.
- Danke. Gruß zurück. Passt auf euch auf.

Kaum ist das Telefonat beendet, falle ich wieder zurück ins Bett. Genau in dem Moment, als ich auf der Matratze lande, zischt es draußen, und das Knallen verrät, dass ein Feuerwerkskörper nahe an meinem Fenster explodiert ist. Es leuchtet kurz rot auf, dann ist es vorbei.

Zwei Tage habe ich frei, danach geht es weiter. Länger halte ich es sowieso nicht aus. Mein Körper muss sich bewegen.

Die Lider werden schwer, legen sich über die Augäpfel. Kaum ist alles schwarz, spitzen sich meine Lippen und formen ein letztes „Bum“.

Der nächste Knall dringt kaum noch in meinen Gehörgang, und die darauf folgende Farbexplosion bekomme ich nicht mehr mit.

## KAPITEL 2

---

D – SUNTHEIM, 21. FEBRUAR 1989

Er ist tot. Ist einfach eingeschlafen. Ohne Schmerzen. Augen zu und weg.

So und nicht anders wünschte Heiner es sich auch einmal. Opa ist nun bei Frieda. Wie sehnsüchtig hat sie wohl auf ihn, auf ihren Egon gewartet? Dort oben. Trotz der Konflikte, der Ungereimtheiten. Einundsechzig Jahre sind sie davor gemeinsam durchs Leben gegangen.

Heiner hat es auf gerade einmal achtzehn Ehejahre gebracht. Das klingt vergleichsweise erbärmlich, macht ihn wütend, treibt ihm den Herzschlag nach oben bis in den Hals. Ihm entringt sich ein Schnauben, und sein Blick klärt sich wieder.

Sein Vater sitzt tot im Fernsehsessel. Die fahle, fast gräuliche Haut, die schlaffen Gesichtszüge, der offenstehende Mund, die Lider geschlossen. Er wirkt entspannt. Kein Kampf. Nicht wie bei seiner Gattin. Friedas Nicht-Gehen-Wollen, ihr krampfhaftes Verlangen, trotz der Schmerzen, der zahllosen Stürze und der ständigen Einnahme von Medikamentencocktails am Leben festzuhalten. Dies ist seinem Vater erspart geblieben. Hinsetzen, einschlafen, nicht mehr aufwachen.

Das würde er jetzt auch wollen.

Heiner öffnet das Fenster, ein kalter Windhauch zieht herein, wirbelt für einen Moment Egons wenige graue Haare auf. Er nimmt ein leises Seufzen wahr, dreht sich ruckartig um. Nichts. Und Heiner ist sich sicher, die Seele hat ihren Weg nach draußen gefunden, das Haus verlassen. Ihn mit der leblosen Hülle seines Vaters zurückgelassen. Allein in diesem Haus, das von drei Generationen bewohnt ist. Präteritum, bitte, bewohnt war. Denn er ist der Letzte hier. Ein Überbleibsel. Der Rest.

Heiner setzt sich auf das Sofa gegenüber dem leblosen Körper. Sein Atem gleitet dahin, als ob nichts geschehen wäre. Folgt dem Reflex. Ein und aus. Was passiert als Nächstes? Ein und aus. Was kann ihn jetzt noch verlassen?



Sein linker Arm liegt in seinem Schoß, reglos und fast genauso leblos wie sein Vater. Ein Anhängsel am Schultergelenk, mit Sehnen und Bändern verknüpft, wo dünne Muskelstränge untätig unter der Haut schlummern, auf Befehle warten, die nicht ankommen. Es ist keine Verweigerung. Es ist reine Ohnmacht.

Heiner holt eine ungeöffnete Flasche Aquavit aus Vaters Külschrank, die sofort beschlägt, und stellt sie auf dem Couchtisch ab. Das Kondenswasser rinnt am Glas hinunter, hinterlässt eine Pfütze. Er genehmigt sich ein Schnapsglas. Ein zweites. Ein drittes. Hält inne und setzt die Flasche zu einem großen Schluck an. Es brennt, rinnt seine Speiseröhre hinunter, lässt ihn erst frösteln, dann füllt ihn Wärme aus.

Irgendwo tickt eine Uhr. Das zarte Klacken des Zeigers verliert sich mit den Minuten. Verschwindet, als ob jemand Watte in seine Ohren gestopft hätte. Es ist still. Endlich.

Am Telefon hat er sofort den Hausarzt und den Leichenbestatter erreicht. Beide sind innerhalb der nächsten Stunde da, begutachten, prüfen, notieren die Zeit, das Datum, den Ort, unterzeichnen, stempeln ab und nehmen den Vater in einem silbernen Zinksarg mit.

Nachdem Heiner die Tür zur Wohnung im Obergeschoss geschlossen hat, dreht er den Schlüssel um, lässt ihn stecken und hält inne. Morgen wird er noch einmal nach dem Rechten sehen: Pflanzen gießen, die Heizung hinunterfahren und aufräumen, Egons guten Anzug heraussuchen, dessen rote Lieblingskrawatte und die selten getragenen schwarzen Lederschuhe mitnehmen.

Heiner ist jetzt Vollwaise. Keinen Vater, keine Mutter mehr. Niemand mehr über ihm, der Führung übernehmen könnte. Kein Stockwerk mit Leben mehr, wo es seine Hilfe benötigt. Er ist allein. Von allen verlassen, und es ist so still hier im Haus, als ob das Gebäude aufgehört hat zu atmen und nicht weiß, was es machen soll, wen es sich zu beherbergen noch lohnt.

Der Raum um ihn zieht sich zusammen, das Atmen fällt Heiner schwer, sein Brustkorb bewegt sich kaum noch. Flach hebt und senkt sich das Brustbein. Es kommt einem Vakuum gleich. Selbst ein im Hals steckendes Räuspern schluckt er hinunter. Einzig eine Fliege, die sich irgendwo in einer Ritze des Hauses vor der Winterkälte versteckt hat, ist zu früh erwacht, hat ihren Stoffwechsel

halbwegs hochgefahren und taumelt nun durch das Treppenhaus, lässt sich auf dem Treppengeländer in der Nähe von Heiners linker Hand nieder. Mit dieser könnte er, im wahrsten Sinnes des Wortes, nicht einmal einer Fliege etwas zuleide tun. Ein Toter am Tag reicht, und er lässt sie in Ruhe, geht Stufe für Stufe seiner eigenen Wohnung entgegen.

Heiners Schwester bleibt am Telefon stumm, reagiert mit einem leisen Schluchzen, legt auf und steht zehn Minuten später vor der Tür. Fährt dann zum Bestatter. Abschied nehmen ist so eine Sache.

Als sie zurückkehrt und bei Heiner im Wohnzimmer steht, nehmen sich beide in die Arme. Das haben sie schon lange nicht mehr getan. Zumindest nicht so lange. Ohne Scheu, ohne Worte.

Im Hintergrund läuft das Radio. Ein Lied ertönt, das beide sofort innehalten lässt. *Sag mir Quando, sag mir wann ...* Bei Sophie lösen sich die ersten Tränen. Sie flüstert das *quando, quando, quando* in jeder Strophe mit und Caterina und Silvio trällern weiter: *Ich habe immer für dich Zeit.*

Heiner hält es nicht aus, bringt ihr eine Packung Papiertaschentücher und ein Glas Wasser. Es war Friedas Lieblingslied, erinnert sich Sophie, während Heiner an Hannahs erste Gehversuche im Italienischkurs zurückdenkt, als Italien für sie beide eine Hochzeitsreise wert war. Als Träume und Ideen vor ihnen ausgebreitet dalagen, wie eine Palette, ein Farbsammelsurium, das alles zuließ und die Sehnsucht befeuerte, ein anderes Leben zu leben. Nicht wie die eigenen Eltern, sondern die vorgezeichneten Wege umgehen, anders hinschauen, denken, handeln. Bis dann doch alles im Trott des Alltags, der eigenen Bedürfnisse und Unzulänglichkeiten verloren gegangen ist.

Im Radio übernimmt der Nachrichtensprecher. Heiners Schwester verabschiedet sich, Heiner begleitet sie zur Haustür, und Sophie verspricht, in den nächsten Tagen vorbeizukommen, ihm zu helfen.

Zurück im Wohnzimmer wird das Wetter verkündet: Regen und eine nahende Kaltfront. Heiner schaltet das Radio aus, setzt sich in den Fernsehsessel und schließt die Augen. Dann ist es wieder still.